

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 264.

Donnerstag, 11. November.

1915.

(12. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Edela Rüst.

Es war so früh geworden, daß Herbert sein Bett nicht mehr aufsuchte. Das Frühstück, das ihm allein serviert war, ließ er unberührt, aber er fühlte sich frisch und froh zum Tagewerk, das heute gerade etwas anstrengender als gemeinlich werden sollte — er hatte eine ganze Reihe Bivlischen auf dem Gericht abzuwickeln und mußte umfangreiches Material zu seiner ersten größeren Verteidigung sichten. Er eilte nun — er hatte mit der Klub-Angelegenheit so viel Zeit verschleppst, da hieß es nachholen.

Er saß eine Stunde früher an seinem Arbeitstisch, als es sonst seine Gewohnheit war. Er wollte seinem Alten drüben zeigen, daß er trotz einer durchschwärmten Nacht vor seinen Schreibern auf dem Plage war.

Aber es ging mit der Arbeit doch nicht gleich ganz so geläufig, wie er es sich gedacht hatte, und als er seinen Vater nach der Sprechstunde das Haus verlassen sah, warf er die Feder fort und schlich sich leise zu Frau Malvine hinüber, die über ihrer Zeitung saß und ihn schon mit sehndem Herzen erwartete. Er pflegte immer zum zweiten Frühstück zu ihr hinüber zu kommen, aber sie wußte, heut würde er früher da sein!

„Mor'n Mutterchen! Endlich ist das Gewitter abgezogen! Hat sich mein Herr Papa nicht gewundert, daß ich vor ihm schon am Plage war? Ach so, na, er äußert sich über so etwas nicht!“

„Herbert, Hert!“

„Dafür hat er gestern Abend mit aller Berechtigung murren dürfen — das hat hier wohl ordentlich gehagelt? Und du armes Mutting, du wärst doch so gern dabei gewesen!“

Herbert hielt seine Mutter von hinter dem Stuhl umfaßt und lehnte seinen Kopf an ihre Wange.

„Schön war es hier nicht gestern Abend, mein lieber Junge.“

„Es hat mir den halben Abend verdorben, daß ich dich nicht sah.“

„Daß nur, ob so ein paar Alte dabei sind oder nicht, was macht das aus! Aber dafür will ich nun wissen, wie alles war. Setz dich nur hin, ich habe ein paar Bastetchen für dich, sie werden gleich kommen, brüheiß — es ist so schubberig heut, ich hab's in den Gliedern, als möcht's zum ersten Male schneien!“

„Soll ich dir das Tuch umlegen?“

„Ach nö, hier ist's ja warm genug, und gegen die Gliederkälte hilft's doch nichts — der Schnee muß erst runter sein, dann hört das auf. Also nu, mein Jung', wie war's nu also?“

„Mutterchen, tadellos! Mehr kann ich im großen nicht sagen.“

„Aber im kleinen hoffentlich!“

„O ja, die Details waren musterhaft!“

„Dummer Schnad“, lachte Frau Malvine. „Wer war alles dort?“

„Jedermann bis auf Alt-Sehrens natürlich!“

„Waren denn Rauters sehr in Stimmung?“

„Aber sehr! Papa Rauter warf nach dem Souper, bei dem eigentlich schon Sekt genug geflossen war, noch an die dreißig Butelljen in gemüthlichen Winkeln.“

„Er ist wohl nicht flug!“

„Doch, doch, das war sehr flug, sein Prestige ist riesig gestiegen in der einen Nacht! Und das konnte er brauchen, nachdem er sich doch vor ganz Fünf-Hügelchen etwas stark blamiert hat!“

„Warum nicht gar! Als ob sich nicht tausend andere in demselben Alter wieder verheiraten! Als ob du's nicht selber tun würdest.“

„Und dann mußte doch an dem ersten Abend etwas springen! Der Oekonom hat sich die Hände gerieben, sage ich dir! Der wünscht, es wäre alle Tage Einweihung!“

„Hat denn euer Fräulein von Varten den Prolog schön gesprochen?“

„Großartig, einfach großartig! Sah glänzend aus übrigens.“

„Was hatte sie an?“

„Weiß, weiß, alles weiß und ein furchtbares Gesimner darüber, daß einem die Augen weh taten, wenn sie gerade unter den Kronleuchtern stand! Ich, als Dichter, war mit ihr zufrieden, und die anderen waren es auch. Sie hat überhaupt einen Beifall gehabt — bei den Männern meine ich. Der Dallwitz, der von seiner Tina Rehlen kaum gesund geworden ist, ist seit gestern an der Varten erkrankt. Wir haben uns königlich über ihn amüsiert! Er traute sich nicht, es zu zeigen, als es schon jeder sah. Sie hat nach Tisch dann noch deflammiert und Chansons gesungen — aber prima sage ich dir! Es klippte und klapppte alles glänzend; es ist tadellos geredet, gegessen, getrunken und getanzt worden, und die ganze Gesellschaft panschte nur so dümpel-did in Wonne! Ich habe Fünf-Hügelchen noch nie ähnlich gesehen! Um vier wollte eigentlich noch niemand rücken und rühren, aber Dina bestand darauf, und so kam es denn durch einige ältere Herrschaften um fünf zum allgemeinen Ausbruch. Die Junggesellen sitzen vielleicht noch oder schon wieder da! Heut Abend natürlich zweite eigentliche Weihe unter uns Männern!“

„Wer, Herbertchen, ihr werdet doch nun am Ende nicht wirklich Abend für Abend da im Klub sitzen?“

„Wer Zeit und Lust hat! Dazu ist doch der Klub gegründet, Mutterchen.“

„Na ja, die Junggesellen!“

„Glaube mir nicht, Mutterchen, daß ich mit dem Klub nur einzig und allein Unterhaltung bezwecke. O nein, auch er dient schließlich geschäftlichen Zwecken. Denkt nur nicht, daß ich ein Träumer bin! Weit davon ab! Ich bin ein Geschäftsgenie aus Anlage und kann mir daher den „Idealisten“ leisten, den Mann, der ohne Kultur, Kunst und Illusionen das große Rechenexempel Welt nie lösen könnte!“

„Ich glaub's schon, mein Junge, ich glaub's schon! Aber weißt du, was Vater denkt? Er denkt, das dauert keine acht Tage . . .“

„Was, der Klub?“

Herbert setzte sein Glas nieder, um den Wein beim Nachen nicht über das altdeutsche Tisch Tuch zu gießen.

„Es dauert keine achte Tage dann wird da gespielt werden! Darauf wartet ihr nun alle, und dazu ist der feudale Klub gegründet worden.“

„Der Alte muß es ja wissen!“

„Ich hab's ihm natürlich auch ausgedeutet. Wer soll denn da spielen? Unsere alten Professoren? Die haben das ja ihr Leben noch nicht getan! Und unsere Jungen haben Gottlob noch zu viel zu tun mit sich und ihrer Karriere! Da bleiben die paar Leutnants, die Richter, die drei Assessoren und die Studenten — und die haben Gott sei Dank kein Geld dazu! Höchstens etwa Trümpe und Papa Lauter — aber die gönnen einer dem anderen nicht ihr schönes, blankes Gold.“

„Siehst du, Mutterchen, da hast du mal wieder ins Schwarze getroffen!“

„Herbertchen, daß du da nie mittust — wenn da mal wirklich ein räudiges Schaf mit so etwas kommen sollte. Du hast da die Hauptstimme, du hast den Klub gegründet, du kannst da sofort die Hand drauflegen und das verbieten. Ihr habt doch Statuten?“

„Wir sind doch kein Verein?! Wir sind freie Leute!“

„Aber ein Hausgesetz müßt ihr doch haben, wie?“

„Gewiß, Mutterchen! Rege dich nur nicht über Unmöglichkeiten auf!“

„Du müßt mir aber schwören, Herbert, daß das Kasardieren wider euer Hausgesetz verstößt, und daß du selbst nie . . .“

„Aber, Mutterchen, ich bin erstens nicht König in unserem Klub! Ich habe nur dasselbe Recht wie jedes andere Mitglied, und Beschlüsse werden nur gemeinsam gefaßt. Der einzelne kann seine Stimme erheben, aber es hilft ihm nichts, wenn er überstimmt wird.“

„Aber du kannst mir doch schwören, daß du selbst —“

„Liebste Mutter, ich bin doch kein Schuljunge, daß du mich gegen Näserei vereidigen willst! Du müßt schon so viel Putzfrauen zu mir haben, wie du es bisher gehabt hast: Daß ich weiß, was ich mir und Dina schuldig bin!“

„Ja, ja, Dina wird dich schon von solchen Dingen abhalten! Ja, mein Junge, folge nur Dina, wenn sie dich mal bittet, dies und das zu unterlassen. Und Knut Wulffen auch — der ist dein bester Freund, der wird dir nie zu was Schlechtem raten!“

„Und wem soll ich sonst noch folgen? Ja, Mutterchen, wir treiben das lieber nicht auf die Spitze, sonst — meine Geduld ist gerade nicht meilenlang, das weißt du doch und ich möchte doch mit dir nicht auch noch aneinanderrennen . . .“

Herbert war aufgesprungen und mit rotem Kopf vor seinem Stuhl hin- und hergetreten.

„Setz dich nur wieder hin, mein Junge — hier die Fischchen sind auch nicht zu verachten! Das wäre ja noch schöner — wir zwei aneinanderrennen?! Na, hör' mal!“

Herbert griff über den Tisch nach der Mutter Hand, drückte und küßte sie warm und lachte versöhnt:

„Ja, das wäre noch schöner! Bloß, Mutterchen, so'n ewiges Gezeile auf meine moralischen Qualitäten — überlaß das schon meinem Herrn Vater! Nein, nein, du tust das ja sonst auch nicht — er hat dir aber gestern nur zu toll zugesetzt. Proßt, Mutterchen — wir zwei bleiben beieinander!“

„Ja, darauf trink ich auch eins — du weißt, vormittags kann ich rein gar nichts vertragen, aber da gieß mir mal ordentlich das Glas voll — Proßt, mein Prachtferl — auf uns zwei!“

Frau Malwine nahm ihren Mann heute nicht in ihre Gemeinschaft auf und in Schutz — er trieb es wirklich zu hart und arg mit seinem leiblichen Sohn. Für anderer Leute Kinder hatte er immer ein gutes Wort, und für seinen Einzigen erstarrte ihm alles auf den Lippen.

Der alte Gehren hatte sich von Anfang an auch nicht wie andere Väter einen Stammhalter gewünscht.

Und dann als der Stammhalter da war und er dem Vater voll Stolz in die Arme gelegt wurde, fuhr wirklich ein Zug bitterer Enttäuschung über sein freudig-erwartungsvolles Gesicht; es war ihm ernst gewesen mit dem Madell! Die junge Mutter hatte es wohl gesehen, wenn er sich auch gleich besann und überschäumend glücklich tat. Er war es ja dann auch, aber doch immer in der Hoffnung, daß das niedliche, weiche Mädchen bald nachkommen würde.

Und als es gar nicht kommen wollte, wurde er, vielleicht mit wenig Bewußtsein, kühler gegen den hübschen, überlebendigen Knaben — er wurde ihm zur stärksten Lebensenttäuschung, da er sonst an Enttäuschungen nicht gewöhnt war.

Ja, so hatte es angefangen, so ungerecht, so unnatürlich, und so war es gewachsen, gewachsen zu dem großen allgegenwärtigen Schatten, der jetzt Frau Malwines sonst so heiter gedachtes Dasein verfinsterte. Ja — sie grollte mit ihrem Manne, und wenn er durchaus nicht dabei sein wollte, so schloß sie jetzt offenkundig den Zweifund mit ihrem Sohne, gleichviel wie sie mit Gehren fortan auskommen würde — er wollte es doch nun mal nicht anders! (Fortsetzung folgt.)



Und wenn im Leben nichts Heiliges bliebe,
Ich will nicht verzagen, — ich glaube an Liebe.
Störner.

Eine türkische Schule als Lazarett.

Ein Mitarbeiter sendet uns aus Konstantinopel die folgende Schilderung: Das war eine schlimme Nacht! über meiner Wohnung, in den Schlafsälen der Schüler, wo sonst nur der schlurfende Schritt des Wachthabenden die Dede dann und wann leise tönen ließ, war ein Kommen und Gehen, ein Schleppen und Schleifen, ein Paden und Poltern. Die ganze Dede zitterte unter den Tritten und Stößen. Und die Treppe hinauf und hinunter ging's mit Getöse. Was ist's? frage ich mich schlaftrunken. Sind Schüler krank geworden? Blüthen die Gefunden vor einer Epidemie? Frißt ein Brand in den Dachbalken? Konstantinopel ist ja bekanntlich die Stadt der Riesenbrände, die allsommerlich wiederkehren wie die Kirjchen, Melonen, Weintrauben, Feigen. Nur ruhig Blut! Erst gegen Morgen kehrt Ruhe ein, und — indem ich mich des Lärmens wie eines bösen Nachpuls erinnere —, springe ich aus den Federn, nein, aus den Beimentüchern und lasse meinen Blick über Galata hinweg . . . Doch halt! Er darf nicht übers Meer zum nebelblauen Skutari schweifen. Das flatternde Tuch an der hochragenden Stange des Hauptgebäudes der Sultanje (türkisches Gymnasium) hält ihn fest: ein weißes Tuch mit dem roten Halbmond! Nun wird's mir klar; die Anstalt ist über Nacht Lazarett geworden, die Schüler haben ihre Betten den verwundeten tapferen Dardanellenkämpfern geräumt.

Im Schulhofe ist schon alles in krauser Bewegung. Die Klassenzimmer werden ausgeräumt und mit Betten ausgestattet. Bänke, Pulte, Wandtafeln, Kisten mit Verbandstoffen stehen in wirrem Durcheinander. Unterdessen rollt draußen auf der Straße Wagen nach Wagen heran, keine Ambulanzwagen, sondern vornehme Kutschen mit gummibereiften Rädern, die sonst dem öffentlichen Verkehr dienen. Geführt, gestützt, getragen, geschoben, gehoben, so langen die zähen Streiter an. Ihr Anzug: verknutscht, zerfchlissen, zerfetzt, erbsäben wie der Kalkfels auf der Halbinsel Gallipoli. Ihr Auge: teilnahmslos, milde, stier, wie gebrannt von etwas Grausam, Furchterlichem, das sie noch bedroht. Und es sind doch Krieger mit Eisernerben, die sich wie Tiger auf den Feind stürzen. Noch jeder deutsche Offizier, der an den Dardanellen gekochten hat, lobte ihre Unerschrockenheit und ihren Todesmut. Unverschleierte Türlinnen verrichten die Dienste als Krankenschwestern. In frischem Weiß stehen sie zwischen den Höhlenmenschen und helfen ihnen aus den dürftigen Hüllen. Alles, was der Soldat auf dem Leibe trug, wird samt und sonders in einen Leinwand gepackt und

wandert nun in den großen Rauch des fahrbaren Desinfektions-Apparates inmitten des Schulhofes. Schon seit geraumer Zeit zerflattern seine Rauchwolken zwischen den schattenpendelnden Baumkronen. Ein Schildchen an dem rückwärtigen Verschlußdeckel verrät seine deutsche Herkunft. Auch die Risten mit Verbandzeug, die sich im Hofe türmen, sind in Deutschland gepackt worden. Der Schlachtgeweihte bekommt sein Bett angewiesen und ist glücklich, zur Ruhe zu kommen. Freilich werden wohl dann und wann schreckhafte Bilder, wie gespenstische Nachtvögel, durch seine Träume huschen.

Bei allen den außergewöhnlichen Aufgaben, die ihr als Krankenpflegerin erwachsen, gibt sich die Türkin ganz unbefangen. Es ist das einzige Gebiet, wo sie aus ihrer Gebundenheit heraustreten darf. Sie ergreift solche Gelegenheiten begierig; denn es lebt der Drang in ihr, über die ihr dies dahin zugewiesene Rolle hinaus sich zu betätigen. Wie schwer es der türkischen Frau gemacht wird, sich die Öffentlichkeit zu erobern, ihre Persönlichkeit gegen Herkommen und Überlieferung durchzusetzen, erhellt uns daraus, daß noch bei Beginn des verflochtenen Monats-Monats (Mitte Juli bis Mitte August), des letzten Fastens, der Scheich-ül-Islam die Frauen durch ein „Hesna“ (geistliche Bekanntmachung) öffentlich aufforderte, sich ja verschleiert zu halten.

In einem Saal, wo Leichtverwundete untergebracht sind, mische ich mich unter Neugierige, die etwas „von draußen“, vom Schlachtfelde hören wollen. Der Türke ist an und für sich nicht gesprächig, noch weniger aber unter dem Eindruck des „draußen“ Erlebten. Nur einer ist von geschmeidiger Zunge. Er ist durch Sprengstücke einer Fliegerbombe verwundet worden. Er erzählt im Bette mit untergeschlagenen Beinen sitzend. Mit anderen war er beschäftigt, Schanzarbeiten in ungeschütztem Gelände auszuführen. Pünktlich erschienen morgens frühzeitig und abends die verberberbringenden „Vögel“. (Nur zu diesen Zeiten bekommen sie hier, am Marmarameer, wo die Luft tagsüber infolge der starken Erhitzung außergewöhnlich verdünnt ist, Wind unter die Tragflächen.) Man sieht sie herannahen, im Fluge den Ort berechnen, der beschossen werden soll und — man erwartet sie kaltblütig wie alte Bekannte. Die Bomben befinden sich links und rechts an den Tragflächen des Flugzeuges. Da — der „Vogel“ schwoippt ein wenig zur Seite und beschreibt eine kleine Kurve, das Zeichen, daß die Bombe abgeworfen ist. Ihren Flug begleitet ein feines Rischen, das von Sekunde zu Sekunde anwächst und schließlich wie das Heulen einer Schiffsfregate grell und martertschütternd an unser Ohr schlägt. Man beobachtet ihren Flug. Es hat den Anschein, als wolle sie geraden Flugs auf des Beobachters Schädel niedergehen. (Im freien Himmelsraum läßt sich die Richtung eines fallenden Körpers so schwer berechnen.) Wirklich, diesmal gilt's der Gruppe Schanzarbeiter! Jeres, wirres Durcheinanderhasten. Ohne Unterstand! Wo? Wohin? Himmerlen! befiehlt ein rettender Gedanke. Da dröhnt es auch schon fürchterlich. In eine undurchdringliche Staubwolke ist alles gehüllt. Erde, Sand, Steine spritzen umher. Menschenleiber taumeln gegen Erdbäusen und Felswände. „Mir sitzen Eisensplitter in der Schulter.“ Sein Bericht wird anschaulich durch sein Mienenpiel. Müde legt er sich auf die gesunde Körperhälfte. Aufsichtsführende verschrecken die Zudringlichen aus dem Saal. Draußen rollen noch immer die Wagen heran... Schmerzenslaute hörte man nicht, dies ist eine besondere Stärke des türkischen Soldaten. Aus zähen Menschen fügt sich das Volkwerk auf der Halbinsel Gallipoli zusammen. Unverrückbar steht es ohne Wanken. (Genf. Bln.)



Aus der Kriegszeit.

Englands Unwissenheit über Deutschland. Wie wenig uns unsere Vettern a. D. jenseits des Kanals kennen, hat sich in diesem Krieg mannigfach gezeigt. Nicht nur, daß sie unsere Kraft unterschätzten, indem sie glaubten, Deutschland, das ihnen an Organisationsfähigkeit himmelhoch überlegen ist, aushungern oder niederzwingen zu können, — sie haben auch über unsere Kriegsführung Schauermärchen in Umlauf gesetzt, die lächerlich wären, mühten wir sie nicht als widerlich empfinden. Möglich war dies im Grunde aber doch nur, weil die meisten Engländer von Deutschland keine Ahnung haben.

Nicht einmal die verantwortlichen Staatsmänner sind von dieser Unkenntnis frei. Einige Beispiele aus älterer und jüngerer Zeit sind dafür ein deutlicher Beweis. Unter Georg II. erhielt der Herzog von Newcastle (er war jahrelang Minister) den sogenannten nordischen Geschäftskreis, zu welchem auch Hannover, das Stammland seines Fürsten, gehörte. Vor der Abreise nach Hannover erbot sich der Herzog deshalb allenthalben in seinen Bekanntenkreisen, Aufträge „nach Norden“ zu besorgen, weil er ohne weiteres annahm, Hannover müsse nördlich von England liegen. Als die Engländer am 16. August 1807 bei Helsingör 10 000 Mann an Land setzten, um Dänemark zum Abschluß eines Bündnisses zu zwingen, ließen sie dort eine „Proklamation an die Einwohner von Seeland“ in deutscher Sprache — übrigens einem ganz jämmerlichen Deutsch — verteilen, da sie glaubten, die Einwohner seien Deutsche oder verstünden sämtlich Deutsch. Erst als sich der Irrtum schlagend erwies, ward die Proklamation ins Dänische übersetzt und an Bord des englischen Admiralschiffs neu gedruckt. Nach Friedrich Wilhelms IV. Tod ließ die „Times“ den preussischen Thron durch Wilhelm V. bestreiten. 1862 brachte sie einen Leitartikel, der ankündigte, daß die preussische Regierung sich entschlossen habe, dem Zollverein beizutreten. Bei Ausbruch des Krieges 1870 wurden in England ausschließlich Kriegskarten veröffentlicht, die die westlichen Provinzen Preußens darstellten. Im 20. Jahrhundert hat sich diese Unkenntnis nicht verringert. Als der Colonialminister Jos Chamberlain seinen Feldzug mit Einführung eines Schutzzolles begann, meinte er, die englischen Kolonien sollten untereinander in derselben Art verknüpft werden wie heute Württemberg und Hannover miteinander verbunden seien. Offenbar hatte er keine Ahnung, daß Hannover, seitdem es zu Preußen gehört, zwar mit den großen preussischen Provinzen wie etwa Rheinland und Westfalen als staatsrechtliches Gebilde verglichen werden kann, nicht aber mit einem besonderen deutschen Bundesstaat. Ja, es gibt noch viel ärgere Entgleisungen. Jahrelang hat die Londoner Zeitschrift „Financial News“ ihre Mitteilungen über München unter der Überschrift „Österreich“ gebracht. So ist es denn kein Wunder, wenn die Engländer in dem gegenwärtigen Krieg, den sie selbst vom Jaun gebrochen haben, plötzlich angeben, sie kämpften dafür, daß die Welt sich nicht deutsches Wesen aufzwingen zu lassen brauche, wonach Deutschland mit aller Gewalt strebe —, während so etwas den Briten bekanntlich ganz fern liegt; oder wenn selbst englische Minister Schleswig-Holstein für ein Land ansehen, dessen Bevölkerung Dänisch spricht und gar keinen höheren Wunsch kennt, als schleunigst mit Dänemark wieder verbunden zu werden. Gewiß steht in allen solchen Behauptungen ein erheblicher Teil bewusster Lüge. Ein anderer Teil aber ist auf die grenzenlose Unkenntnis über Deutschland zurückzuführen. Hätten die Engländer Deutschland besser gekannt, so würden sie sicherlich diesen Krieg nicht begonnen haben, durch den sie nichts gewinnen können, während er ihnen die eigene Macht politisch, militärisch und finanziell unterhöht. Es rächt sich nun bitter, daß sie sich weder um die Erlernung der deutschen Sprache gekümmert noch auch versucht haben, in unsere Kultur einzudringen. Der König von England ist nicht der einzige, der die Werke Goethes nicht kennt. So ist es auch überaus bezeichnend, daß einer der tiefsten englischen Denker, Coleridge, seinen Ruf aufs Spiel zu setzen fürchtete, wenn er Goethes „Faust“ übersetzte, was er sonst gern getan hätte. Die vollendete Unkenntnis selbst der wichtigsten Länder des Auslands hat nun für England wieder einmal — nicht zum erstenmal! — die schlimmsten Folgen.

Die alte Serbenfeste Krusevac. Starke natürliche Bergfestungen, schon in der Römerzeit von mächtigen Schanzen gekrönt, schirmen die Stadt Krusevac, die weitere Siegesbeute der deutschen Truppen in Serbien. Und die Romantik der Kosoboschlacht des berühmten Riesenkampfes auf dem Amselfelde 1889, wirft ihre malerischen Schatten auf die Ruinen ringsum, auf die Kirchen und Gräber. Ein gerbrockelter Turm und ein verfallener Wall sind die einzigen Reste des altserbischen Königsschlusses, in dem Jar Lazar residierte, der ebenso wie sein großer Vorfahr Sultan Murad I. an jenem welthistorischen Schlachttag seinen Tod fand. Nahe bei dieser Schloßruine zeigt das Volk in gerborsteten Säulen und Mauern die Roschee, in der Lazars schöne Tochter dem Sohne Murads, Bajezid I. überliefert, als Gattin folgen mußte. Nur des letzten selbständigen Serben-

fürsten „weiße Kirche“ hat die Wandlungen eines halben Jahrtausends überdauert und bildet heute trotz ihrer sonderbaren Restaurationen das bedeutendste Baudenkmal von Krusevac. In der alten Türkenstadt, nördlich von den modernen Vierteln, ist die Stätte, wo Bul Brankowitsch ruht, der angebliche Verräter in der Amselfeldschlacht. Unter der türkischen Herrschaft brannten hier an jedem Freitag Kerzen als dankbare Erinnerung der Nachfahren an die „von Gott gewollte“ Hingabe des Serbenfürsten an die Sache der Streiter Allahs. Der erste serbische „Freiheitsheld“ Kara-georg, der Ahnherr des jetzigen Königshauses, ließ die Vichter löschen und die Gebeine Buls ausgraben und in alle Himmelsrichtungen verstreuen. In den Türkenkriegen hat die viel umkämpfte Stadt unfähig zu leiden gehabt; Wajesid I., Sliberim, Murad II., Hunyadi von Ungarn, Mohammed II. und Suleiman der Prächtige haben im Wandel der Zeiten als Sieger in ihren Mauern gewohnt. 1810 fanden bei Krusevac blutige Kämpfe statt, die der russische Oberbefehlshaber der aufständischen Serben, Graf Oruz, als eine Art Sieg über die numerisch schwächeren, sich tapfer verteidigenden Türken verzeichnen konnte. Zweihundzwanzig Jahre später brachte eine Grenzregulierung die Festung dauernd an das neu gegründete Fürstentum Serbien. Sie mag, soweit eine serbische Statistik zuverlässig ist, an 9000 Seelen ohne die auch im Frieden starke militärische Besatzung zählen. Ihre strategische wichtige Lage haben schon die alten Römer erkannt, als sie die Feste an dem Knotenpunkt der Straße nach den Minen von Kopanik, der Adria-Donaustraße von Tacac und des Seerweges zum Donaulimes bauten. Und heute bedeutet die Eroberung der Stadt ein neues Ruhmeszeichen in dem unaufhaltsamen Siegeslauf unserer Truppen an der serbischen Morawa.

„Unter aller Kanone.“ Diesem so kriegerischen Ausdruck, über dessen ursprüngliche Bedeutung sich wohl schon mancher den Kopf zerbrochen hat, haftet, wie Forschungen von Prof. E. Schwabe in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ erweisen, ein ganz gemeinbürgerlicher Sinn an. Die Bezeichnung „unter aller Kanone“ für eine minderwertige Leistung stammt nämlich aus dem barocken Schulleiten des 18. Jahrhunderts. In einer städtischen Lateinschule Sachsens hatten sich die Schüler recht wenig um die lateinische Syntax gekümmert, was den Stadtvätern zu Ohren gekommen war. Um den Klagen nachzugehen, ordneten sie an, daß der Oberpfarrer der Stadt nach Art des an Fürstenschulen üblichen Rektorextemporales ein Extemporale schreiben lassen und selbst korrigieren sollte. Dies Unternehmen verlief, wie man gefürchtet hatte, denn das Ergebnis war unbefriedigend. In dem Berichte an den Stadtrat teilte der Herr Oberpfarrer mit, daß er für die Beurteilung der Arbeiten einen Kanon von fünf Prädikaten, optime, bene, siccatis, male, pessime, aufgestellt habe, daß aber ein großer Teil der Arbeiten so schlecht sei, daß unter jedem Kanon „sub omne canone“ stünde. Kanon ist also die Benennungsfamilie, die zu der Verwechslung mit der Kanone Anlaß gegeben hat.

Der Mantel des heiligen Martin. (Zum Martinsstage, 11. November.) Der Zufall, daß der kirchliche Gedenktag des heiligen Martin, des im Jahre 402 gestorbenen Bischofs von Tours in Frankreich, in die Zeit der einstigen germanischen Jahresanfangsfeier fällt, hat es zuwege gebracht, daß der Martinsstag einst einer der wichtigsten Terminstage war. Noch heute ist Martini in verschiedenen ländlichen Gegenden Deutschlands der Tag, an dem das Gefinde, das sich für ein ganzes Jahr zu vermieten pflegt, seinen Dienst wechselt. Die Martinsgans hält die Erinnerung daran fest, daß einst dem Gotte Wotan an diesem Feste Schlachtopfer dargebracht wurden, mit denen Schlachtfeste verbunden waren. Die Martinsgans müssen sich heute in der ernsten Kriegszeit viele versagen, von ihr wollen wir erst wieder reden, wenn der Friede bei uns seinen Einzug gehalten hat. Wohl aber geziemt es heute, so schreibt uns ein Mitarbeiter, einer anderen weniger bekannten Beziehung des heiligen Martin zu gedenken. Dieser wird in den katholischen Ländern auch als Schutzpatron der Soldaten verehrt. Schon sein Name Martinus erinnert ja an Mars, den einstigen Kriegsgott der alten Römer; der Heilige ist vor seiner Bekehrung ein tapferer Kriegermann gewesen, denn er diente als Centurio (Hauptmann) in dem Heere des römischen Kaisers Julianus Apostata. In der Legende des Heiligen wird berichtet, daß er einst zur kalten

Wintertimeit noch als heidnischer römischer Soldat seinen Mantel, der damals Cappa genannt wurde, mit seinem Säbel zerschnitt und die eine Hälfte einem frierenden Bettler gereicht habe, während er selbst sich mit der anderen Hälfte begnügte. Auch als er nach seiner Bekehrung zum Christentum Mönch und nachher Bischof geworden war, hielt er die ihm verbliebene Hälfte seiner Cappa hoch in Ehren, und diese wurde nach seinem Tode und seiner Heiligsprechung zu seiner wichtigsten Reliquie. Als später die merowingischen Frankenkönige zum Christentum übergetreten waren, brachten sie diese Cappa und Cappa, wie damals auch geschrieben wurde, in ihren Besitz und verehrten sie als besonderes Palladium. In der französischen Sprache nahm das Wort Cappa die Form Cape an; und dies gewann hier die besondere Bedeutung von Chormantel. Hugo Capet, der Begründer der französischen Dynastie der Capetinger, trug als Laienabt des Martinsklosters zu Tours eine solche Cape, und er bekam von dieser seinen Namen. Die französischen Capetinger wiesen der Cape des Heiligen Martin einen Ehrenplatz in dem Seitenbau der damaligen Pariser Hauptkirche an. Dieser Nebenraum wurde nach der Cape das Capellum genannt, und von diesem Pariser Capellum erhielten später alle Nebenräume der Kirche und dann auch die selbständigen kleineren Gotteshäuser den Namen „Kapelle“. In den Kapellen, nicht in der Hauptkirche, führten einst die Geistlichen ihre Gesänge aus — noch heute ist dies in der Sixtinischen Kapelle der Peterskirche zu Rom der Fall —, das Wort Capella bezeichnete daher im Mittelalter auch die Gesamtheit der geistlichen Sänger. Auf diesem Wege kann man sich die Entstehung unserer Worte „Musikkapelle“ und „Kapellmeister“ leicht erklären. Und noch eins. Die Cape, der Chormantel, wie ihn Hugo Capet trug, wanderte aus Frankreich nach England und nahm dort die allgemeine Bedeutung von Mantel an; aus England ist das Cape, der mantelförmige Überwurf, zu uns gekommen.

Ein drahtloses Telefongespräch über 6000 Kilometer. Die in Amerika angestellten neuesten Versuche mit drahtloser Telephonie haben einen bemerkenswerten Erfolg gezeitigt. Die amerikanische drahtlose Station in Arlington wurde mit besonderen für Ferngespräche ausgerüsteten Abgabe- und Empfangsapparaten der American Telegraph and Telephon und der Western Electric Company ausgerüstet. Wie das „Journal“ berichtet, wurde der amerikanische Ingenieur Schreibe mit der Herstellung einer drahtlosen telephonischen Verbindung zwischen Amerika und Frankreich beauftragt. Sämtliche Versuche wurden zwischen der Station von Arlington und dem Pariser Eiffelturm unternommen. Die erste Reihe der Versuche, die im Juni 1915 unternommen wurden, verlief erfolglos, was hauptsächlich auf die natürlichen elektrischen Störungen der Luft in dieser Jahreszeit zurückgeführt wurde. Die zweite Serie aber, im Oktober, verlief unter günstigen Bedingungen. So gelang es schließlich, ein Gespräch zwischen Arlington und Paris zu ermöglichen, in dessen Verlauf jedes einzelne Wort deutlich vernehmbar war. Man glaubt, daß die Bedingungen sich derart verbessern lassen, daß in nicht allzu ferner Zukunft regelmäßige telephonische Verbindungen auf drahtlosem Wege zwischen Amerika und Europa sich einrichten lassen werden.

Das Polenmäuschen von Samt, mit Pelz umrandet, werden wir diesen Winter als neueste reizvolle Kopfbedeckung des jungen Mädchens viel bewundern können. In Schwarz, Rot, Dunkelblau, Silbergrau und allen Schattierungen Braun mit braunem, grauem und weißem Pelz umrandet, sind sie zu haben und finden überall größte Bewunderung. Eigentlich fehlt jeder weitere Schmuck an ihnen, und nur ganz vereinzelt wird eine der vier Ecken durch schwere Seidenquaste, die festlich über das Ohr hängt, flott und kleidsam heruntergezogen. Ganz besonders reizvoll wirkt diese Mütze, wenn sich dazu noch das schneurenzierliche, enganliegende Polenmäuschen mit Pelzumrandung gesellt und eine gleiche den kurzen Rod am Saum umgibt. Statt des Pelzes wird auch Astrachan und Krimmer sowie langhaariger Wollplüsch sehr gern in dieser Art verwendet, wie denn überhaupt der Umrandung des Faden-, Mantel-, Krage- und Rodränder diesen Winter besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ist dazu ein Ruff ganz aus Pelz nicht vorhanden, so wird ein solcher aus Samt, genau zur Mütze passend, nur mit Pelz umrandet, getragen. Der Schulterpelz, selbst die kleine Pelzkrone um den Hals ist aber dann unzulässig.